

JUDITH KASPER

„Schwindelerregende Türme“. Übertragen und Übersetzen in Dekonstruktion und Psychoanalyse

Sprache als Integral der Mehrdeutigkeiten

Une langue, entre autres, n'est rien de plus que l'intégrale des équivoques que son histoire y a laissé persister.

Eine Sprache unter anderen ist nichts anderes als das Integral der Mehrdeutigkeiten, die ihre Geschichte in ihr hat fortbestehen lassen.¹

Jacques Lacan hat dieses Axiom in seinem 1973 veröffentlichten Text „L'Étourdit“ formuliert. Es fasst jede Einzelsprache als ein Kondensat von Zwei- und Mehrdeutigkeiten auf, das sich gleichsam trotz und entgegen ihrer geschichtlichen Entwicklung erhalten hat. Diese Mehrdeutigkeiten bilden in der Sprache jenes Substrat, das bezüglich der Bedeutung und des Deutens einen Widerstand leistet. Es ist, als fände in diesem Axiom der Mythos von Babel, demzufolge die allseits verständige Sprache durch das wütende Eingreifen Gottes in eine Vielzahl von fremden Sprachen umgewendet worden sei, eine strenge Formalisierung, welche die Sprachenvielfalt als konstitutiv für jede einzelne Sprache setzt. Dem „Integral der Mehrdeutigkeiten“ zufolge hört nämlich jede „Sprache unter anderen“ nicht auf, immer auch von der Vielstimmigkeit aller Sprachen zu zeugen. Die Mehrdeutigkeiten in ihrer Gesamtheit erscheinen dabei als das sprachliche Material, das sich wie eine Traube um das Wort „Babel“ gruppiert, das dem Mythos zufolge bekanntlich vom unübersetzbaren und göttlichen Eigennamen zum Signifikanten der Verwirrung, der Verwechslung, des Babbelns und Stotterns wird. Die Umformung des Namens in den gleich geformten Signifikanten ist nichts anderes als ein erster Akt der Übersetzung, wobei der Signifikant, der daraus hervorgeht, genau das benennt, was mit dieser Überführung und Übersetzung gestiftet worden ist: eben Verwirrung (vgl. *Genesis*, 11,1–9).²

¹ Jacques Lacan, „L'Étourdit“, in *Scilicet*, 4, Paris 1973, 47 (Übersetzung von der Verfasserin).

² Der nachstehende Beitrag ist aus der Erfahrung der Übersetzung von zwei Essays erwachsen, die sich beide mit Jacques Lacans Grundaxiom „Il n'y a pas de rapport sexuel“ auseinandersetzen:

Die Übersetzung des Namens in die Verwirrung – der Name stiftet Verwirrung, zu deren Bezeichnung er selbst wird – markiert die Zersprengung der Menschheit über den Erdball ebenso wie die Aufspaltung der einen Sprache in die vielen Fremdsprachen. Jacques Derrida führt in seinem Essay „Des tours de Babel“ aus, wie der biblische Mythos den Beginn der Übersetzung als paradoxen Zusammenfall von ihrer Dringlichkeit und ihrem Verbot, von ihrer Notwendigkeit und Unmöglichkeit zugleich, beschreibt.³ Geschieht Übersetzung, so ist sie unweigerlich der Verwirrung, aus der heraus sie entstanden und notwendig geworden ist, ausgesetzt. Sie überwindet aber nicht die Verwirrung, sondern die Verwirrung schreibt sich vielmehr als Merkmal eines unvordenklichen Bruches in sie ein, für den Babel die mythische Erzählung ist.

In Lacans Auffassung der Sprache als „Integral der Mehrdeutigkeiten“ verdichtet sich dieser katastrophale Ursprung der Vielsprachigkeit zu einer Formel: Das Äquivoke wird als der wesentliche Zug jeder einzelnen Sprache erkannt, gleichsam als Übertrag der Verwirrung der vielen Sprachen in die je eine. Jede Sprache ist mithin immer schon vielsprachig und vielstimmig. Die Zerstreung der Menschen und Sprachen über die ganze Welt, von der die Bibel berichtet, wiederholt und setzt sich fort als Zerstreung der Zeichen in jeder einzelnen Sprache.

Folgen wir dieser Gedankenführung, so wird deutlich, dass die Mehrdeutigkeit von Signifikanten, die den Übersetzern so große Schwierigkeiten bereitet, nicht die seltene Ausnahme, sondern streng genommen die Regel der Sprache darstellt: Das Äquivoke ist nicht nur dort, wo es als Sprachspiel zur Schau gestellt wird, sondern es bestimmt die latente Struktur jeder Sprache. Es ist für die Sprache konstitutiv; als Regel der Sprache unterbricht das Äquivoke fortwährend eine angenommene und konventionalisierte Regelmäßigkeit von Sprache.

Mehrdeutigkeiten sind, schreibt Barbara Cassin, Herausgeberin des *Vocabulaire européen des philosophies*, das sie als ein *Dictionnaire des intraduisibles* konzipiert hat, „Symptome von Differenz“;⁴ der Sprecher, Leser bzw. Übersetzer setzt sich in ihnen dem irreduzibel Anderen in der Sprache selbst aus. Darin bleibt der sprachliche Sündenfall in seiner Unüberwindbarkeit gegenwärtig, denn auch die beste Übersetzung

Jean-Luc Nancy, *L', il y a' du rapport sexuel*, Paris 2001; dt.: ders., *Es gibt – Geschlechtsverkehr*, übers. von Judith Kasper, Berlin/Zürich 2012 sowie Barbara Cassin/Alain Badiou, *Il n'y a pas de rapport sexuel. Deux leçons sur 'L'Étourdit' de Lacan*, Paris 2010; dt.: dies., *Es gibt keinen Geschlechtsverkehr. Zwei Lacan-Lektüren*, übers. von Judith Kasper, Berlin/Zürich 2012. Der Geschlechtsverkehr, den es nicht gibt, stellt, das ist meine These, die Forderung nach einem radikalen Übersetzen, das in jedem Moment seines Tuns der Irreduzibilität der Sprache auf eine Bedeutung eingedenk ist.

³ Vgl. Jacques Derrida, „Des tours de Babel“, in ders., *Psyché. Inventionen de l'autre*, Paris 1987, 203–235, hier 207.

⁴ Vgl. dazu Barbara Cassins „Introduction“ zu dem von ihr herausgegebenen *Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des intraduisibles*, Paris 2004, XVII.

kann die Sprachverwirrung nicht reparieren. Das Äquivoke einer jeden Sprache und eines jeden sprachlichen Aktes sowie das Versagen einer jeden Übersetzung ist folglich deren Mahnmal. An diesem hat sich jede Übersetzung abzuarbeiten, nicht im Sinne der Überwindung, sondern des Eingedenkens. Erst wenn die Übersetzung sich ihrer grundsätzlichen Unmöglichkeit, dem Äquivoken der Sprache beizukommen, aussetzt, wenn sie den Schwindel der Verwirrung in sich aufnimmt, dann ist sie Übersetzung im eigentlichen Sinne, als Annahme der Sprache im Sinne des „Integrals der Mehrdeutigkeiten“, das heißt, als das, was in der Sprache gegen die Sprache im Sinne der Verständigung als Inschrift des unvordenklichen Bruchs steht, dem sie entsprungen ist.

Diese Annahme, die sich im Schreiben, Lesen und Übersetzen gleichermaßen ereignet, ist sowohl Aussetzung an das schwindelerregend Äquivoke, als auch Aufforderung, dort, wo die Sprache sich scheinbar eindeutig gibt, das Mehrdeutige in ihr zum Vorschein zu bringen.

Derrida ist in seinem Essay „Des tours de Babel“ nicht nur dem Ursprung der Übersetzung, sondern auch dem biblischen Erbe, wie es sich in die Sprache eingeschrieben hat, nachgegangen. Dieses Erbe überträgt sich buchstäblich auf den Titel seines Essays, dessen unbestimmter Plural dem Wort „tour“ eine irreduzible semantische und geschlechtliche Uneindeutigkeit einschreibt: „Tours“ oszilliert zwischen dem Plural von „la tour“ (der Turm) und dem Plural von „le tour“ (der Weg, die Runde, die Wende und Wendung); hörbar wird in „des tours“ zudem auch „détour“ (der Umweg, der Abweg, die Ausflucht, der Winkelzug). Für „Des tours de Babel“ wären mithin folgende Übersetzungen möglich: „Von Babylonischen Türmen“; bzw. „Wege, Wenden, Wendungen von Babel“; aber auch: „Umwege/Abwege, Ausflüchte, Winkelzüge Babels“. Und weiter: „bammelnde/verwirrte Wege, Wendungen oder Umwege“.⁵

Lacans Essay „L'Étourdit“, in dem das oben zitierte Axiom formuliert wird, erschien sieben Jahre vor Derridas „Des tours de Babel“. Der Neologismus leitet sich sowohl von den französischen Substantiven „étourderie“ (Gedankenlosigkeit) und „étourdissement“ (Schwindel, Ohnmacht) ab, als auch vom Adjektiv „étourdi“ (tollpatschig, taumelig, schwindelig), wie es im Titel von Molières Komödie *L'Étourdi ou les contretemps*, zu deutsch: *Der Tollpatsch oder die Querstreiche* auftaucht, auf den Lacans Essay implizit immer wieder anspielt.

Das Wort kennzeichnet also das Äquivoke als Zeichen eines Schwindels, der in der Sprache fortwirkt. Doch damit nicht genug: Lacan ist für seine „falschen“ (das heißt: nicht etymologisch motivierten) Schnitte bzw. Zusammenfügungen der Wörter bekannt; mit ihnen trägt er in eine vermeintliche Bedeutung stets anderen Sinn ein, lenkt

⁵ Die deutsche Übersetzung von Alexander García Düttmann realisiert davon die ersten beiden angegebenen Übersetzungsmöglichkeiten, vgl. seine Übersetzung des Textes: Jacques Derrida, „Babylonische Türme. Wege, Umwege, Abwege“, in Alfred Hirsch (Hg.), *Übersetzung und Dekonstruktion*, Frankfurt a. M. 1997, 119–165.

ihn in andere Richtungen und potenziert auf diese Weise gleichsam das Äquivoke darin: Dabei kommt stets etwas Neues hinzu und das Spiel mit dem Leser, Hörer und Übersetzer beginnt. In diesem Sinne sind wir gleichsam aufgefordert, diese Schnitte, die Lacan nicht sichtbar vollführt, an „l'étourdit“ selbst vorzunehmen. Eingebendet, zumal vor der nachträglich durch Derrida bereitgestellten Lektüre des Mythos von Babel, werden dabei freilich neben den gesagten Wendungen („les tours dits“) auch die Türme, die mit dem Sagen verbunden sind. Der Schwindel, den das waghalsige Projekt des Turmbaus hervorruft, die Verwirrung, durch die Gott dessen Abbruch erzwingt, setzt sich gleichsam fort im „étourdit“, diesem „von Querstreichen durchsetzten Gesagten“, diesem „Tollgequatschten“.⁶

Beide „tours“ – „Des tours de Babel“ und „L'Étourdit“ – gewinnen dabei der Herkunft der Sprache eine witzige Pointe ab. Dies ist wesentlich und charakterisiert den dekonstruktivistischen Zug Derridas ebenso wie die Psychoanalyse⁷ als eine Suche nach einem anderen Verhältnis zum „Trauma der Sprachvielfalt“.⁸

Die klinische Erfahrung der Psychoanalyse zeigt dabei besonders deutlich, inwiefern das Äquivoke als Spur der traumatischen Herkunft der Sprache genau der Ort ist, an dem sich die Möglichkeit eröffnet, sprachlich neue Verbindungen herzustellen; dort, wo die Worte in ihrer scheinbar festgefahrenen und unverrückbaren Bedeutung schwer und schmerzhaft geworden sind, besorgt eine Akzentverschiebung, die das in ihnen eingeschriebene Mehr- und Andersdeutige mit einem Mal hörbar macht, eine Freisetzung, die sich zunächst einmal als Schwindel manifestiert. Solche „Fehlleistungen“ (im Sinne eines „Fehllesens“ und „Fehlhörens“ von Wörtern) sind die eigentlichen Leistungen in der analytischen Kur: Sie halten die Erinnerung an das konstitutiv Äquivoke in der Sprache wach und machen damit stets auch Anderes hörbar, das in der Sprache immer schon wirkt. Die Spracharbeit in der Analyse erinnert dabei durchaus an die Arbeit der Dichter. In beiden Fällen geht es darum, das Zufällige der Sprache als das anzunehmen, was einem präzise in diesem Moment von anders her zufällt und mit dem

⁶ Siehe zur Übersetzung von „étourdit“ meine Anmerkungen zur Übersetzung in Barbara Cassin/Alain Badiou, *Es gibt keinen Geschlechtsverkehr*, 7, Anm. 1.

⁷ Aber auch die Literatur selbst, insbesondere die Literatur von Joyce, die die Vielheit der Sprachen und die Notwendigkeit und Grenzen des Übersetzens reflektiert und sowohl Derrida als auch Lacan wesentlich inspiriert hat. Vgl. Jacques Derrida, *Ulysse gramophone. Deux mots pour Joyce*, Paris 1987; sowie Jacques Lacan, „Liturater“, in *Littérature*, 3, 1971, 3–10; und ders., „Joyce le symptôme“, Eröffnungsvortrag vom 16. Juni 1975 anlässlich des Internationalen Joyce-Symposiums an der Sorbonne, Texterstellung durch Jacques-Alain Miller, auf der Basis der Mitschriften von Éric Laurent.

⁸ Vittoria Borsò, „Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften“, in dies./Christine Schwarzer (Hg.), *Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften*, Oberhausen 2006, 13.

Anspruch verknüpft ist, verarbeitet zu werden.⁹ Was hier zufällt, ist weder dem Bereich des Sinns noch des Unsinnns zuzurechnen. Lacan nennt die Zone, die sich durch den Einfall des Zufällig-Äquivoken öffnet, „ab-sens“: Ab-Sinn und Ab-senz zugleich. In diesem „ab-sens“ scheint *in absentia* auf, was im Verstehen, welches im Wesentlichen auf den aristotelischen Prinzipien beruht, ungedacht und unausgeführt, verdrängt geblieben ist.¹⁰

Das „Trauma der Sprachenvielfalt“ artikuliert sich in jeder einzelnen Sprache genau an jenen Punkten, die in ihr als „unübersetzbar“ gelten. Punkte der Unübersetzbarkeit – „Les tours de Babel“, „L'Étourdit“ – produzieren einen Schwindel, der im Wesentlichen auf einer doppelten Einschreibung in ein und denselben Ort beruht: auf einem gegenläufigen Verhältnis zwischen dem Gelesenen und dem Gehörten; zwischen dem Buchstaben und dem Geist; zwischen der Bedeutung und der „Sinnlichkeit des Zeichenkörpers, der konkreten Materialität von Rhythmus, Stil, Akzent, Idiom und Sprachvarietät“.¹¹ Die Tätigkeit des Übersetzens denkt dies mit, nimmt dies in ihre Übersetzung auf, wenn sie die wesentliche Spannung zwischen Signifikant und Signifikat nicht glättet, sondern ihr Stolpern darüber in ihre eigene Artikulation aufzunehmen versucht. Ihre Sprache wird an solchen Stellen rau, wird „tollquatschig“, allein schon wenn sie für „étourdit“ „tollquatschig“ schreibt, und damit in ihrer Übersetzung auch ihr eigenes Ver-sagen, ihre eigene „Ver-rücktheit“ mit anzeigt. Die „gelungene Übersetzung“ wäre dann eine solche, die es verstünde, sich zwischen dem Lesen und Hören sowohl in der Ausgangs- als auch in der Zielsprache unentschieden zu halten und auf diese Weise ihr eigenes Ver-sagen immer schon mit auszudrücken.

Übertragung übersetzen

Nun ist der Psychoanalyse freudscher und lacanscher Prägung eigen, dass sie das Auf-scheinen des Anderen, das Aufklaffen des Ab-sinns, den Querstreich im Gesagten als ein Insistieren des Unbewussten erkennt und das Unbewusste wiederum als das Sexuelle benennt. Der psychoanalytische Begriff der Übertragung trägt dieses unbewusste, affektive und sexuelle Potential, das beim Schreiben und Sprechen immer auch am Werk ist und die Querstreiche hervortreibt, in die Nähe der Übersetzung. Nicht nur

⁹ Shoshana Felman hat dies folgendermaßen pointiert: „Trébucher sur l'arbitraire du signe pour en apprendre à interpréter, justement, le non-arbitraire de la connexion des signifiants. Non-arbitraire de l'arbitraire en quoi consiste le savoir des poètes, mais aussi le besoin de poétiser inhérent à l'écriture lacanienne“ (Shoshana Felman, *La folie et la chose littéraire*, Paris 1983, 230 sowie darin das Kapitel „Jacques Lacan: Folie et théorie“).

¹⁰ Vgl. Jacques Lacan, „L'Étourdit“, 16 ff.

¹¹ Vittoria Borsò, „Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften“, 12.

verwirren sich zuweilen die Bedeutungen von „Übersetzung“ und „Übertragung“, wenn sie synonym gebraucht werden; in der Tat ist beim Sprechen und Schreiben ebenso wie beim Übersetzen mit Übertragungseffekten zu rechnen. Der „Störfaktor“ des affektiven Faktors der Übertragung kann aber der Übersetzung gerade dort beistehen, wo sie selbst an die Grenze ihrer Machbarkeit stößt.

Übertragung und Übersetzung sind nicht gleichen Ursprungs, wenngleich die zerstörerische Wut Gottes, von der der Mythos zu berichten weiß, in den auseinandergestobenen Menschen, die sich selbst und ihrem Gott fremd geworden sind, eine affektive Irritation hinterlassen haben muss, die sich für die Übertragung eignet. Dass der Mythos selbst einem solchen Affekt geschuldet ist und dieser Affekt darüber hinaus nachwirkt bei jedem Ringen mit der Sprache, ist nicht von der Hand zu weisen. Gleichwohl rekurriert Lacan in seiner Bearbeitung des Begriffs der Übertragung nicht auf das biblische Babel, sondern auf einen anderen, aber ähnlichen Mythos von einem anderen zornigen Gott: auf Zeus, der den Kugelmenschen, dieses einheitliche, ineinander verschmolzene Geschlecht, das androgyne, sich für göttlich haltende Wesen, in zwei Hälften zerschlägt.

Die beiden Mythen sind nicht deckungsgleich; sie grenzen gleichsam metonymisch aneinander, sie tragen die Übersetzung und die Übertragung in eine zu denkende Nähe und setzen die Frage der Sprachenvielfalt und die Frage der Geschlechterdifferenz bzw. des Geschlechterverhältnisses zueinander in Beziehung. Es ist also, als insistiere im Übersetzen immer schon die Frage des latenten Wirkens eines Affektes in der Sprache, wobei dieser Affekt mit der Kastration zu tun hat, mit Hybris und Sexualität, mit der Anerkennung von Differenz einerseits und dem trotzdem weiterwirkenden Einheits- und Verschmelzungsphantasma, das in der Differenz zur ständigen Verwirrung und Verwechslung führt.¹²

Eindrücklich zeigt sich die Verschränkung von Bedeutungs- und Affektübertragung beispielsweise, wenn man, ausgestattet mit der Idiosynkrasie für Mehrdeutigkeit, den Beginn von Prousts *À la recherche du temps perdu* zu übersetzen versucht. Bekanntlich zeichnet sich das Werk wie kaum ein anderes durch eine schwankende Geschlechtlichkeit der Protagonisten aus, die sich nicht zuletzt in ein beständiges Oszillieren der Sprache, ein Verrutschen der Wörter, in ihre Invertierung und Verdrehung überträgt. Wenn man sich diesen Sachverhalt vor Augen hält, dann mag es kaum verwundern,

¹² Vgl. Jacques Lacans Kommentar zu Platons *Gastmahl*, in ders., *Le séminaire, Livre VIII, Le Transfert*, Paris 2001, dt.: ders., *Die Übertragung. Das Seminar 8, Buch VIII, 1960–61*, übers. von Hans-Dieter Gondek, Wien 2008, 31–209. Vgl. dazu auch meinen Beitrag „Sprechen unter der Bedingung konstanter Abweichung. Aphasie und Fehlleistung in der ‚Recherche‘“, der den sprachlichen Fehlleistungen in der *Recherche* in Hinblick auf ihren sexuellen Ursprung nachzuspüren sucht (in Marc Föcking (Hg.), *Proust und die Medizin*, Frankfurt a. M. 2014, 172–188).

dass in den ersten anderthalb Sätzen des mehr als 3000 Seiten umfassenden Werkes die Artikulation von Zeit palimpsestartig das damit verbundene emotionale Spektrum gleich mit einblendet: „Longtemps je me suis couché de bonne heure. À peine ma bougie éteinte ...“.¹³ In den Zeitadverbien „longtemps“ (lange Zeit), „bonne heure“ (früh, homophon mit „bonheur“: Glück), „à peine“ (kaum, homophon mit „peine“: Schmerz) klingt schon die Spannung zwischen Euphorie und Dysphorie an, welche das ganze Werk durchzieht. Die Zeit wird als extremes affektives Gefälle gefasst, welches aus der Unmöglichkeit herrührt, dass die Geschlechter zueinander in ein Verhältnis treten: Neben die Euphorie der Verschmelzung (die den einen Pol des Verhältnisses darstellt) tritt die Dysphorie der Trennung (welche den anderen Pol des Verhältnisses darstellt).

Um den Zusammenhang zwischen dem Übersetzen, der Mehrdeutigkeit und der Beziehung der Geschlechter, der für jede Proust-Übersetzung den maßgeblichen Problemhorizont darstellt, weiterzuentwickeln, komme ich abermals auf Lacan zurück. In „L'Étourdit“ führt er in der ihm eigenen kryptischen und verdichteten Weise die Frage der Übersetzung und die Frage des Geschlechterverhältnisses zusammen. Der Titel ist dabei auch als Reflex auf ein weiteres in diesem Text formuliertes Axiom zu lesen, das neben dem schon eingangs zitierten Axiom von der „Sprache als Integral der Mehrdeutigkeiten“ steht und über das oft gerätselt und gestritten worden ist. Es heißt: „Il n'y a pas de rapport sexuel.“ Freilich ist jede Auslegung ebenso wie jede Übersetzung darauf ausgerichtet, ein Äquivalent dafür zu suchen. Insofern aber „Il n'y a pas de rapport sexuel“ in sich selbst äquivok ist, ist es mit dem anderen Axiom von der „Sprache als Integral der Mehrdeutigkeiten“ untrennbar verzahnt: beide treiben einander gleichsam auf die Spitze, weshalb jede Übersetzung dieses Axioms in einen äquivalenten Satz zum Scheitern verurteilt ist. Denn das Äquivalente ist in gewisser Weise die gegenläufige Option des Äquivoken, insofern es meint, etwas Gleichwertiges zu finden,¹⁴ dort, wo das Äquivoke hingegen im Gleichklingenden das radikal Andere hervortreibt. Insofern das Grundaxiom „Il n'y a pas de rapport sexuel“ selbst äquivok ist (aufgrund seines eklatanten Widerspruchs, dass es das, was es jeden Tag und überall gibt, nicht geben soll; aber auch aufgrund der Polysemie des französischen Ausdrucks „rapport“, der über das „Verhältnis“ hinaus ein semantisches Feld eröffnet, das vom „Beischlaf“, über den „Bericht“, bis zum „Polizeiprotokoll“ reicht), bewirkt es die Durchbrechung des Axiomatischen schlechthin. Barbara Cassin hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Lacans „Axiom“ an die Stelle des aristotelischen Grundprinzips des ausgeschlossenen Widerspruchs tritt und dass der Widerspruch im Grundprinzip selbst jeden Grund darin

¹³ Marcel Proust, *À la recherche du temps perdu*, hg. von Jean-Yves Tadié, Bd. 1, Paris 1987, 3.

¹⁴ Ausführlich zum Äquivalenzbegriff in der Übersetzungswissenschaft vgl. Katharina Reiß/Mary Snell-Hornby/Mira Kadric (Hg.), *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft*, Wien 1995, 106–123.

außer Kraft setzt.¹⁵ Daher mag das unübersetzbare „l'étourdit“ die treffendste „Übersetzung“ bzw. „Umschrift“ des Satzes „Il n'y a pas de rapport sexuel“ sein. Oder umgekehrt: Insofern es kein „Geschlechterverhältnis“ gibt, haben wir es mit einem unüberwindbaren Schwindel der Sprache zu tun, nämlich mit einem mächtigen affektiven Übertrag der traumatischen Wunde der Sexualität in die Sprache hinein.

Wenn man „Il n'y a pas de rapport sexuel“ ins Deutsche mit „Es gibt (da) kein Geschlechterverhältnis“ oder aber „Es gibt (da) keinen Geschlechtsverkehr“ übersetzt, dann ereignen sich in diesen Formulierungen Verschiebungen, welche ihrerseits eine Überblendung zwischen dem Gleichnis vom Kugelmenschen und den Babylonischen Türmen hervorbringen.

Ge–schlecht übersetzen

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Beobachtung, dass sich das Sexuelle in die französische Sprache grundsätzlich anders einschreibt als in die deutsche. Semantik und Grammatik des Sexuellen überschneiden sich zwar, sind aber nicht deckungsgleich: Sie berühren sich und schließen zugleich einander aus. Wenn im Deutschen – zumal in den deutschen Übersetzungen der diesbezüglich einschlägigen Äußerungen Lacans – in „L'Étourdit“ (1972) und in *Das Seminar. Buch 20, Encore* (1972)¹⁶ – „rapport sexuel“ mit „Geschlechterverhältnis“ wiedergegeben wird, dann tritt darin eine unaufhaltsame Entsexualisierung zu Tage, die als eine durch die Übersetzung hervorgetriebene weitere Bestätigung von Lacans paradoxem Axiom gelesen werden kann. Die Übersetzungsvariante „Geschlechtsverkehr“ arbeitet dieser Neutralisierung des „rapport sexuel“ entgegen, hält sie zugleich aber als Tendenz noch sichtbar. Verlegt doch das deutsche Wort „Geschlecht“ (von mhd. *geslehte*, ahd. *gislahti*, „das, was in dieselbe Richtung schlägt“¹⁷) das Gewicht vom Erotischen auf Generation und Fortpflanzung, indem es andere Bedeutungsbereiche in den Vordergrund rückt: die Familie („das kommende Geschlecht“, „das vornehme Geschlecht“, das „Adelsgeschlecht“, nach lat. *genus*, was auch das grammatische Geschlecht bezeichnet, das durch das Geschlechtswort (lat. *articulus*) angezeigt wird); das Geschlecht als Abbréviation für das Geschlechtsteil im anatomischen Sinne (lat. *pars genitalis*); der Ge-

¹⁵ Vgl. Barbara Cassin/Alain Badiou, *Es gibt keinen Geschlechtsverkehr*, 21 ff.

¹⁶ Vgl. Jacques Lacan, *Das Seminar. Buch 20, Encore*, übers. von Norbert und Vreni Haas und Hans-Joachim Metzger, 2. Aufl., Berlin 1991.

¹⁷ Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 23., erw. Auflage, Berlin/New York 1995, 318; noch ausführlicher in: Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hg.), *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 10 Bänden*, Bd. 4 ,3. völlig neu bearb. u. erw. Aufl., Mannheim 1999, 1482.

schlechtstrieb im Sinne des Fortpflanzungstriebes, der selbst wiederum Sexualität als einen über Fortpflanzung hinausschießenden Trieb ausspart; schließlich das Geschlecht als Gattungs- und Artbezeichnung („das menschliche Geschlecht“), von dem sich – wie Jacques Derrida gezeigt hat – Heideggers gesamte Ontologie als eine geschlechtslose, auf das Neutrale ausgerichtete Ontologie herschreibt.¹⁸

Insofern das deutsche Wort „Geschlecht“ zwischen „Genital“ und „Genus“ schwankt, klingen in „Es gibt (da) kein Geschlechterverhältnis/ keinen Geschlechtsverkehr“ beide Mythen – Babel und Kugelmensch – gleichermaßen an: nämlich erstens die Unterbrechung des sprachlichen Verkehrs zwischen den verschiedenen semitischen Stämmen und Geschlechtern nach der Katastrophe von Babel und dessen Verkehrung in einen anderen Verkehr: nämlich den Handel. Bis heute scheint es ja so, als würde das ausbleibende sprachliche Verständnis gleichsam durch den Vertrieb und Austausch von Waren kompensiert. Und zweitens klingt der unmögliche Geschlechtsverkehr beim androgynen Kugelmenschen an.¹⁹ Was durch einen „falschen Schnitt“ im Stile Lacans, gleichsam als Verlängerung des Schnitts durch den Kugelmenschen, der das Geschlecht überhaupt erst hervorbringt, in das Wort Ge/schlecht selbst hinein abermals markiert würde: Das Geschlecht, wird hörbar, tendiert an sich dazu, „schlecht zu gehen“, sich auf Ab- und Irrwegen zu befinden, oder auch „schlicht“ im Sinne von „eben“ und „geglättet“ zu werden,²⁰ was zum Verkehrten und der Verkehrung des Verkehrs gleichsam ein Echo bildet. Der „falsche Schnitt“ wird gerade gegen solche Glättung gesetzt. Er steht gegen die Schlichtheit einer Bedeutung ebenso wie gegen das Schlichten eines Bedeutungskonfliktes. Das Geschlechtliche erhält sich nur gegen sein Schlicht-gehen, nur in der Differenz, der Teilung, in einem Streit, der Eindeutiges stets wieder auf andere Bedeutungen zu öffnen versteht.

¹⁸ Vgl. zu letztem Aspekt Jacques Derrida, „Geschlecht. Différence sexuelle, différence ontologique“, in ders., *Psyché. Invention de l'autre*, 395–414.

¹⁹ Zu welchen Übersetzungskatastrophen die Ambivalenz des deutschen Wortes „Geschlecht“ führen kann, führt in eindrucklicher Weise Georges-Arthur Goldschmidts Autobiographie *Die Absonderung* (Zürich 1991) vor: Der Schuldkomplex des vor den Nazis geflohenen Heranwachsenden liegt in der heimlichen Masturbation begründet, in der die Ursache für die Verfolgung gesehen wird. Man könnte sagen, dass dieser Logik eine nachträglich eingeblendete verfehlte Übersetzung zugrunde liegt: „Genozid“ wird hier gleichsam buchstäblich mit „Tötung des Geschlechts“ übersetzt und die Ambivalenz des Wortes „Geschlecht“ – zwischen Volk, Stamm einerseits und Genital andererseits schwankend – bestehen gelassen. Die verkehrte Übersetzung ist dabei aber zugleich genau das, was den Jugendlichen retten wird: Insofern für ihn die Verfolgung mit der Züchtigung zusammenfällt, kann er die erlittene Strafe – freilich ohne Einverständnis der Verfolger – in ein sadomasochistisches Spiel verwandeln: ein pathologisches, aus der Verkehrung der verkehrten Verhältnisse hervorgebrachtes Nadelöhr, das es ihm ermöglicht zu überleben.

²⁰ Vgl. zur etymologischen Bedeutung von „schlecht“ Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch*, 725.

In der buchstabengetreuen deutschen Übersetzung des lacanschen Axioms wird überdies das „da“ unterstrichen, das in der Formel „il y a“ im Lokalpronomen „y“ mitschwingt. Da: Wo? In Babel? Beim Kugelmenschen? In Babylon?²¹ Erst die emphatische und überdeterminierte Übersetzung des französischen Pronomens „y“ macht dabei deutlich, dass der Ort, von dem aus gesprochen und auf den verwiesen wird, nicht eindeutig, sondern immer schon in sich gespalten ist, wie das graphische Zeichen „y“ selbst schon anzeigt. Wenn es ein „da“ gibt, dann ist dieses immer schon „dazwischen“, gegabelt, geteilt: „d/a“.

Übersetzen hieße so betrachtet, sich in dieser Gabelung, die uns auch auf den Kreuzungspunkt zwischen Babel, Babylon und dem *Gastmahl* zurück verweist, aufzuhalten und diese Gabelung im übersetzten Wort selbst in irgendeiner Weise zu markieren, und sei es durch einen „falschen Schnitt“, wie ich ihn im „d/a“ vorgenommen habe. Übersetzen hieße damit auch, zwischen Babel, Babylon und dem *Gastmahl* Wege, Wendungen und Umwege zu bahnen, zwischen diesen Urszenen hin- und herzuspringen, sich darin zu verirren bis zum Schwindel. Übersetzen würde darüber hinaus die Aufforderung implizieren, in die Verkehrslogik, der jede Übersetzung verpflichtet ist, jene Verkehrung einzutragen, die sie immer wieder aus der reinen Ökonomie von Verständigung, Fortpflanzung der Geschlechter (aber auch der Kultur und des Wissens) freisetzt: Genau dann wird in der Übersetzung etwas vom Sexuellen spürbar, einer Triebkraft, in deren immanenter Abweichung auch so etwas wie eine „gratuité“ aufscheint, die den Menschen und dessen Tun über das schiere Streben nach der Absicherung seines Überlebens und des Überlebens seiner von ihm geschaffenen Güter hinaus trägt. Genau diese „gratuité“, in der die Zweckentbundenheit mit der *gratia* – der Anmut, dem Zauber und dem Liebreiz – zusammentrifft, verwandelt das Übersetzen schließlich mehr und mehr von einem kommunikativen Akt in ein dichterisches Wagnis.

²¹ Spätestens an dieser Stelle stellt sich die Frage nach einer weiteren Übersetzung, vom alttestamentarischen Mythos des Turmbaus zu Babel zur christlich-abendländischen Vorstellung vom orientalischen Babylon, das zwischen der verrufenen Stadt ausschweifender und perverser Sexualität und einer konstanten Projektionsfläche für erotische Phantasien oszilliert.